

(Nachdruck verboten.)

21) Toma Gordjefew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Clara Brauner

„Mir ist um das Geld nicht schade,“ antwortete Toma dem Vater.

„Du solltest versuchen, wenigstens den zehnten Teil davon zu verdienen, dann hättest Du das Recht zu sprechen.“

„Darf ich hinein?“ ertönte Ljuba's Stimme hinter der Thür.

„Du darfst meinetwegen hereinfliegen,“ antwortete ihr der Vater.

„Wollt Ihr gleich essen?“ fragte sie, als sie hereintrat.

„Ja.“

Sie ging zum Büfett und kirkte mit dem Geschirr. Jakow Tarassowitsch blickte sie an, laute an seinen Lippen, klopfte auf einmal Toma mit der Hand aufs Knie und sagte zu ihm:

„So ist's recht, Toma! Denke nur nach . . .“

Toma antwortete ihm mit einem Lächeln und dachte sich:

„Er ist klug, klüger als der Vater . . .“

Und er gab sich sogleich gleichsam mit einer andren Stimme zur Antwort:

„Klüger, aber schlechter . . .“

Fünftes Kapitel.

Tomas zwiespältiges Gefühl seinem Vater gegenüber verstärkte sich mit der Zeit: indem er seine Worte aufmerksam und mit gierigem Interesse anhörte, fühlte er, wie jedes Zusammensein mit Majatin seine Antipathie gegen den Alten verstärkte. Manchmal erregte Jakow Tarassowitsch in seinem Taufkind ein Gefühl, das der Furcht ähnlich war, manchmal sogar einen physischen Ekel. Dieser stieg in Toma gewöhnlich dann auf, wenn der Alte mit etwas zufrieden war und lachte. Vom Lachen zitterten die Runzeln des Alten und veränderten jede Sekunde seinen Gesichtsausdruck; seine trockenen, dünnen Lippen hüpfen, zogen sich in die Breite und entblöhten schwarze Zahnstümpfe, und der rote Bart flammte wie im Feuer. Der Ton seines Lachens ähnelte dem Quietschen von rostigen Thürangeln, und der Alte selbst erinnerte an eine spielende Eidechse. Da Toma seine Gefühle nicht zu verbergen verstand, äußerte er sie vor Majatin oft und sehr grob in Worten und Gesten, doch der Alte schien das nicht zu bemerken, ließ sein Taufkind nicht aus den Augen und leitete jeden seiner Schritte. Er kam fast gar nicht mehr in sein Geschäft, vertiefte sich gänzlich in die Angelegenheiten des jungen Gordjefew und ließ Toma viel freie Zeit übrig. Dank der Stellung Majatins in der Stadt und den verbreiteten Bekanntschaften an der Wolga ging das Geschäft glänzend, doch Majatins Eifer im Geschäft verstärkte Tomas Meinung, der Pate sei fest entschlossen, ihn mit Ljuba zu verheiraten, und das stieß ihn noch mehr von dem Alten ab.

Ljuba gefiel ihm und erschien ihm zugleich verdächtig und gefährlich für ihn. Sie heiratete nicht, und der Pate sprach nichts davon, veranstaltete keine Gesellschaftsabende, und niemand von der Jugend zu sich ein und ließ Ljuba nirgends hingehen. Und alle ihre Freundinnen waren schon verheiratet.

Toma bewunderte ihre Reden und hörte sie ebenso gierig an wie die Reden ihres Vaters; wenn sie aber mit Liebe und Sehnsucht von Taras zu sprechen begann, kam es ihm vor, als verberge sie unter diesem Namen einen andern Menschen, vielleicht Jeschow, der nach ihren Worten aus irgend einem Grunde aus der Universität anstreten und Moskau verlassen mußte. Es war viel Einfachheit und Güte in ihr, die Toma gefielen, und oft rief sie durch ihre Worte Mitleid in ihm hervor: sie schien ihm nicht zu leben, sondern in wachem Zustande zu träumen.

Sein Benehmen bei der Gedächtnisfeier des Vaters wurde außer der Kaufmannschaft bekannt und schuf ihm einen ungünstigen Ruf. Wenn er zur Börse kam, bemerkte er, daß alle ihn spöttisch und feindselig anblickten und auf eine besondere Art mit ihm sprachen. Einmal hörte er

fogar hinter seinem Rücken den leisen, aber verächtlichen Ausruf:

„Der Gordjefew ist ein Mißhabart!“

Er fühlte, daß es ihm galt, doch er wandte sich nicht um und sah nicht hin, wer ihm diese Worte hingeworfen hatte. Die Reichen, die ihm früher Schüchternheit eingesößt hatten, verloren in seinen Augen den Reiz des Reichthums und der Klugheit. Schon mehr als einmal hatten sie ihm die eine oder die andre einträgliche Lieferung aus den Händen gerissen; er wußte mit Bestimmtheit, daß sie es auch in Zukunft thun würden, und sie erschienen ihm alle gleich geldgierig, immer bereit, einander zu betrügen. Als er seine Beobachtung dem Vater mittheilte, sagte der Alte:

„Wie sollte es anders sein? Der Handel ist wie der Krieg . . . eine gewagte Sache. Hier kämpft man um den Geldbeutel, und das Herz ist im Geldbeutel.“

„Das gefällt mir nicht,“ erklärte Toma.

„Auch mir gefällt nicht alles, es ist viel Falschheit dabei. Man kann aber bei Geschäften nicht offen sein, man braucht Politik dabei! Da muß man zu einem Menschen gehen und dabei in der linken Hand Honig und in der rechten ein Messer halten, mein Lieber. Jeder will für eine halbe Ropete fünf Ropeten kaufen.“

„Das ist aber gar nicht gut,“ sagte Toma nachdenklich.

„Es wird später gut sein . . . Wenn Du die Obermacht gewinnst, dann ist es gut . . . Das Leben ist sehr einfach, Freund Toma: entweder Du würgst alle, oder Du bleibst im Kot liegen.“

Der Alte lächelte, und die Zahnstümpfe in seinem Mund riefen in Toma den scharfen Gedanken hervor:

„Du hast wohl viele erwürgt.“

„Mit einem Worte, es ist ein Krieg!“ wiederholte der Alte.

„Und ist das denn das Richtige?“ fragte Toma und blickte Majatin forschend an.

„Das heißt, wieso das Richtige?“

„Giebt es nichts Besseres?“ Ist das alles?“

„Wo sollte außerdem etwas sein? Jeder lebt für sich. Jeder wünscht sich das Beste . . . Und was ist das Beste? Den Menschen voranzugehen, über ihnen zu stehen. Darum bestreben sich alle, den ersten Platz im Leben zu erreichen. Der eine versucht's so, der zweite anders. Doch alle wollen unablässig, daß man sie wie Kirchtürme schon aus der Ferne sieht. Dazu ist der Mensch auch bestimmt zur Erhöhung. Das ist sogar im Buch Hiob ausgedrückt: „Der Mensch wird zum Leiden geboren, um wie die Funken aufwärts zu streben“. Sieh einmal: selbst die Kinder wollen einander beim Spielen übertreffen. Und jedes Spiel hat immer seinen Höhepunkt und ist dadurch interessant. Hast Du verstanden?“

„Das verstehe ich!“ sagte Toma mutig und bestimmt.

„Das mußt Du auch fühlen. Mit dem Begreifen allein kann man nichts erreichen, Du mußt Dir etwas wünschen, so sehr wünschen, daß Dir der Berg wie ein Erdklumpen und das Meer wie eine Pfütze erscheint. Ach, ich habe in Deinem Alter spielend gelebt! Und Du zielst immer irgendwohin . . . Uebrigens reißt eine gute Frucht nicht schnell.“

Die einförmigen Ermahnungen des Alten erreichten bald das, worauf sie berechnet waren: Toma hatte sie sich gemerkt und hatte sich den Zweck des Lebens klar gemacht. Man muß mehr sein als die andren, — das behielt er im Gedächtnis, und der durch den Alten erregte Ehrgeiz fraß sich tief in sein Herz ein. Doch er konnte ihn nicht ausfüllen, denn Tomas Beziehungen zu Medinstaja nahmen den Charakter an, den sie verhängnisvollerweise annehmen mußten. Es zog ihn zu ihr hin, er wollte sie immer sehen, und in ihrer Anwesenheit wurde er verlegen und plump und dumm. Er wußte das und litt darunter. Er war oft bei ihr, doch es war schwer, sie zu Hause allein anzutreffen: um sie herum schwirten immer wie über einem Stück Zucker parfümierte Stuger. Sie sprachen mit ihr französisch, sangen, lachten, und er schwieg und blickte sie voll Zorn und Neid an. Er sah mit entzogenen Füßen in irgend einer Ecke ihres buntdekorierten Salons, in dem es sehr schwer war, sich zu bewegen, ohne an etwas anzustoßen oder etwas umzuwerfen, — er sah da und beobachtete finster.

Sie glitt lautlos auf den weichen Teppichen an ihm vorüber, warf ihm freundliche Blicke zu und lächelte ihn an; ihr folgten ihre Anbeter, und sie alle umgingen geschickt wie Schlangen die verschiedenen Tische, Stühle, Wandschirme und Blumenvasen — einen ganzen Laden von hübschen und zerbrechlichen Gegenständen, die in den Zimmern mit einer Nachlässigkeit verstreut waren, die für sie und für Foma gleich gefährlich war. Der Teppich dämpfte seine Schritte nicht, wenn er ging, und all diese Gegenstände hängten sich an seinen Rock, zitterten und fielen herab. . . . Auf dem Klavier stand ein Matrose aus Bronze, der im Begriff war, den Rettungsring zu werfen, an dem Ringe hingen Stride aus Draht, die Foma immer an den Haaren zerrten. Das alles erregte bei Sofja Pawlowna und ihren Anbetern Heiterkeit, kostete aber Foma nicht wenig Kummer, und ihm wurde bald heiß, bald kalt.

Doch auch mit ihr allein war ihm nicht leichter. Sie empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln, setzte sich mit ihm in eine der lauschigen Ecken des Salons und begann das Gespräch gewöhnlich damit, daß sie ihm über alles klagte:

„Sie glauben nicht, wie ich mich freue, Sie zu sehen.“

Sie streckte sich wie eine Katze und sah ihm mit ihrem dunkeln Blick, in dem jetzt etwas Bieriges aufblühte, in die Augen:

„Ich liebe es, mit Ihnen zu sprechen,“ sagte sie singend, indem sie die Worte musikalisch dehnte. „Alle diese Menschen sind mir zuwider, sie sind so langweilig, so gewöhnlich und abgelebt. Und Sie sind frisch und aufrichtig. . . . Sie lieben sie ja auch nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus

der Heimat des Byzantinismus.

Die Geschichte des byzantinischen Kaiserstaates, der sich aus dem Zerfall des römischen Weltreiches entwickelte und bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 bestand, findet durchweg weniger allgemeines Interesse, als ihr in mancher Hinsicht zukommt. Eins weiß freilich jedermann: daß der in den gegenwärtigen Sprachgebrauch übergegangene Ausdruck „Byzantinismus“ darauf hindeutet, daß die edle Kunst höfischer Schmeichelei und Volksfitt gewordenen Speichelleckerei vor gottbegnadeten Herrschern in jenem Teile der mittelalterlichen Welt zur größten unter Abendländern je erreichten Virtuosität ausgebildet worden ist. Darüber hinaus aber pflegen die umfangreichen Jahrbücher von Byzanz den meisten ein völlig Unbekanntes zu sein.

Diese gänzliche Nichtbeachtung verdienen sie aber schon deshalb nicht, weil sie uns den homo sapiens in seiner tiefsten Erniedrigung kennen lehren. Ein hochinteressantes Momentbild, unmittelbar nach der Natur, von den Zuständen im mittelalterlichen Konstantinopel bietet uns ein diplomatisches Aktenstück aus dem 10. Jahrhundert, das uns der Zahn der Zeit gegönnt hat. Es ist das der authentische Gesandtschaftsbericht eines italienischen Geistlichen deutscher Abstammung, den im Jahre 968 der deutsche König und römische Kaiser Otto I. nach Konstantinopel schickte, um für seinen Sohn Otto II. beim damaligen Kaiser von Byzanz, Nicephorus, um die Hand einer Prinzessin anzuhalten. Die Mission schlug fehl, und außerdem wurde dem Gesandten, Bischof Lintprand von Cremona, in Konstantinopel eine recht wenig liebenswürdige Behandlung zu teil, so daß er, von Natur ein ungewöhnlich bissiger, jähzorniger und rachsüchtiger Diener der christlichen Liebe, seine Feder mit Gift und Galle getränkt hat, als er an Otto I. und seine Gemahlin Adelheid über das am Hof von Byzanz Erlebte berichtete. Seine Erzählung ist also ganz ungeschminkt und voll Satire und Sarkasmus. Dadurch wird sie zu einer gleichzeitig amüsanten und von höchsten Rücksichten freien Schilderung byzantinischer Kultur.

Bischof Lintprand war für seinen Auftrag, wenn man von seinem aufbrausenden Wesen absteht, gerade der rechte Mann. Denn einmal verstand er Griechisch, was dozumal eine seltene Gabe war, und dann war er schon einmal in Konstantinopel als Gesandter gewesen. Als er ungefähr 20 Jahre früher im Auftrage des italienischen Markgrafen Verengar von Byzanz ausgesandt hatte, war ihm das zweifelhafte Vergnügen geworden, vor dem damaligen Kaiser einen regulären Kotau machen zu müssen: dreimal hatte er sich zu Boden geworfen. Die Demütigung blieb ihm jetzt erspart; wenigstens schweigt davon des Sängers Höflichkeit. Im übrigen aber ging es ihm jetzt viel schlechter. Man muß freilich in Rücksicht ziehen, daß das Heer seines Auftraggebers eben erst aus den unteritalienischen Besitzungen der Byzantiner abgezogen und somit S. M. Nicephorus nicht bei bester Laune war. Jedenfalls gleich die Aufnahme war so schlecht wie möglich: am 6. Juni 968 ließ man ihn nach der Demütigung 11stündigen Wartens am Thore in Konstantinopel ein,

aber nur zu Fuß, das Reiten wurde ihm verboten. Untergebracht wurde er mit seiner Eskorte in einem einigermaßen verfallenen Marmorpalais, das alle Bequemlichkeiten, sogar des Wassers und der Betten, entbehrte, und von vornherein förmlich wie ein Gefangener unter Aufsicht gehalten. Am folgenden Tage hatte Lintprand eine Unterredung mit des Kaisers Bruder, dem Kanzler und Hofmarschall Leo, die nicht über einen Streit um Ceremonienfragen hinausginge, und wurde am 7. Juni, Pfingst-Sonntag, zur Audienz beim Kaiser zugelassen. Die Beschreibung von dessen Person, womit sich der vermeintliche fränkische Barbar für die ihm zu teil gewordene geringschätzige Behandlung rächt, ist klassisch: „Ich fand in ihm gleichsam ein Ungetüm, einen Zwerg mit dickem Kopfe, kleinen Maulwurfsaugen, einem kurzen, breiten, dichten und halbraunen Bart, einem ganz kurzen Hals und sehr langen und struppigen Haaren, von Gesichtsfarbe gleich einem Mohr, kurz, man möchte ihm um Mitternacht nicht begegnen. Er ist sehr beleibt, die Hüften sind im Verhältnis zu seiner Größe lang, die Schienbeine aber und Füße kurz. . . . Seine Redeweise ist polternd, aber er ist schlaue wie ein Fuchs, an Lügen und falschen Schwüren ein zweiter Odysseus.“ Die Unterredung bestand hauptsächlich aus heftigen, gegenseitigen, auch von Lintprand in den unparlamentarischsten Ausdrücken vorgebrachten Vorwürfen und Drohungen, woran der Gesandte seine Brautwerbung unvermittelt anhing; das Wortgefecht endigte, weil die Zeit zur Pfingstprozession gekommen war.

„Der Festaufzug,“ sagt Lintprand, „war nicht eben glänzend. Eine große Menge von Krämern und gemeinem Volk, das zum Fest herbeigekommen war, stand zum feierlichen Empfang des Nicephorus vom Palast bis zur Sophien-Kirche, sie faßten die beiden Seiten des Weges ein und waren mit dünnen Schildchen und erbärmlichen Burzspießen ausgerüstet, zum großen Teil aber barfuß. . . . Man führte auch mich zur Kirche, um die Prozession mitanzusehen, und gab mir auf dem Chor bei den Sängern einen Platz. Als nun jenes Ungetüm (der Kaiser) herantrotte, stimmten die Sänger an: „Siehe, der Morgenstern kommt, Es erhebt sich und verdunkelt durch seinen Schein die Strahlen der Sonne; der bleiche Tod der Sarazenen, Nicephorus, der Herrscher, erscheint.“ . . . Unter solchen speichelleckerischen Gesängen trat er, gewaltig sich aufblühend, in die Sophien-Kirche ein; die jungen Kaiser folgten ihm weit hinten nach und beugten sich vor ihm beim Friedenskuß bis auf die Erde. Bei dem folgenden Festmahl erhielt Lintprand, wie er sich besaß, erst die fünfzehnte Stelle vom Kaiser und nicht einmal ein Tischstück. Während der Mahlzeit, „bei der es schönzünftig zuging, wie unter Trunkenen, wo es von Del troff und abscheulicher Fischlake“, unterhielt der Kaiser seinen Gast damit, daß er sich über Ottos gefräßige und verlassene Soldateska lustig machte und den Deutschen ihre baldige Reichmetterung ankündigte. Der Bischof antwortete im nänlichen Stille, worauf der Kaiser in höchstem Zorne die Tafel aufhob.

Zwei Tage später wurde Lintprand krank, teils aus Verger, teils, wie er behauptet, infolge der ausgestandenen Entbehrungen. So ging es auch mit seinen Begleitern, denen das Wasser fehlte und der „mit Pech, Harz und Gips“ versälfchte Wein der Griechen nicht bekam. Der Bischof bat also den Hofmarschall Leo brieflich um Erlaubnis zur Rückkehr, wenn aus seiner Mission nichts werden könne, wurde dann aber zu einer Beratung geladen, an der der Hofmarschall, der Oberkammerherr, der Staatssekretär, der Obergarderobbenmeister und zwei Geheimräte teilnahmen. Die Verhandlungen führten zu nichts, weil die Griechen nicht weniger als ganz Italien als Preis für die Braut forderten. So wurde Lintprand in seiner Wohnung bis zum 29. Juni unter Bewachung gehalten.

An diesem Tage sollte er wieder eine Gastafel mitmachen. Da man ihn aber neben einen ungehörenden und ungewaschenen Bulgaren-Gesandten setzen wollte, verließ der Bischof in höchstem Zorne das Lokal und wurde dann in einem Gasthaus mit dem Hofgesinde zusammen abgeseißt; zur Verjöhnung schickte der Kaiser ihm „von seinen Lederbissen einen fetten Hammelbraten, von dem er selbst gegessen hatte, der mit Knoblauch, Zwiebeln und Lauch gefüllt war und in einer Fischsauce schwamm“.

Acht Tage später mußte der Gesandte wieder bei Tafel erscheinen, wo der Kaiser ihn mit theologischen Fragen zu verulken versuchte, und am nämlichen Tage nochmals seine Aufmerksamkeit machen, was ihn nicht wenig verdros. „Dennoch mußte ich damals nicht wenig über ihn lachen. Er saß nämlich auf einem wilden und scheuen Pferde, das sehr groß war, obgleich er recht klein ist. Da kam er mir vor wie eine jener kleinen Puppen, welche die Slaven bei Euch auf ein Füllen setzen und dies dann ohne Flügel der Mutter nachlaufen lassen.“ Drei Wochen später wurde Lintprand trotz immer schlechterer Gesundheit nach einem Ort in der Nähe Konstantinopels vor den Kaiser befohlen und, obwohl die Verhandlungen wieder resultatlos verliefen und in der ruppigsten Tonart geführt wurden, nachher zur Tafel geladen. „Bei Tisch saß neben Nicephorus sein Vater, der mir wie ein Greis von 150 Jahren erschien. Dennoch empfing er dieselben Glückwünsche wie sein Sohn: daß Gott sein Leben noch vielmals so lange ausdehnen möge. Hier konnte man recht sehen, was für Narren und Schmeichler die Griechen sind, da sie einem Greise eine Lebensdauer wider alle Gesetze der Natur wünschten. . . . Wieder priesen sie Nicephorus als den Friedensbringer und Morgenstern. Aber den Hilflosen starb, den Narren weiße, den Zwerg einen Miesen, den Mohren weiß und den Sünder einen Heiligen nennen, das ist wahrlich kein Lob, sondern Hohn.“ Lintprand benutzte die Gelegenheit, den Kaiser um Erlaubnis zur Abreise anzufragen. Die Bitte wurde ihm gewährt;

dann aber mußte er bis zum 20. Juli in seinem Gewahrsam bleiben, ohne den Kaiser inzwischen zu sehen.

Er brachte aber zu dieser Zeit in Erfahrung, daß ein griechisches Geschwader nach Italien in See gehe, um Otkos Feind Adalbert zu unterstützen, und wurde auch mit den äußerst modern ammutendsten Instruktionen bekannt, die der Admiral, ein Kastat, hatte. „Nicephorus gab dem Verschnittenen eine große Geldsumme mit, zugleich aber den Auftrag, nur dann, wenn Adalbert wirklich 7000 Gewappnete oder mehr ihm zuführen sollte, ihm das Geld zu übergeben; auch sollte dann Adalberts Bruder Kuno mit seinem eignen und dem griechischen Heer Euch angreifen, Adalbert aber zu Vari in sicherem Gewahrsam bleiben, bis Kuno siegreich zurückkehre. Hätte dagegen Adalbert nicht 7000 Gewappnete, so sollte der Verschnittene ihn sogleich in Ketten legen und ihn Euch, wenn Ihr nach Vari kämet, überliefern, auch jene Geldsumme Euch aushändigen. Welche abscheuliche Trennlosigkeit! Aber so sind diese Griechen.“ Von den Geheimnissen der höheren Realpolitik hatte der gute Lintprand augenscheinlich keinen Schimmer.

Man begreift aber, daß unter solchen Umständen die weiteren Verhandlungen zwischen Nicephorus und dem Gesandten zu keinen Ergebnissen führen konnten, sondern allemal in gegenseitige Verleumdungen und Kriegsdrohungen ausliefen. Der Bischof wünschte also immer sehnlicher, abreißen zu dürfen, zumal man ihn einmal 5 Tage lang ohne Nahrungsmittel ließ und er bei der gerade herrschenden Teuerung jede Mahlzeit für seine 30 Köpfe starke Gesellschaft mit 3 Goldstücken bezahlen mußte. Nicephorus wollte aber seinem barbarischen Gaste noch einen tiefen Eindruck geben von den Herrlichkeiten des byzantinischen Reichs. Er ließ ihm nämlich seinen Tiergarten zeigen, auf den er sich hauptsächlich wegen der darin enthaltenen Waldesel viel zu gute that. Der Bischof indes fand den Park zwar sehr ausgedehnt, aber „hügelig, voll struppigen Gebüschs und durchaus nicht ammutig“. Und gar die vielgerühmten Waldesel ließen ihn kühl bis ans Herz hinan: „Wie kann man joviell Aufstehens von diesen Tieren machen, die nicht anders sind als die zahmen Esel zu Cremona. Farbe und Gestalt ist gleich, sie haben ebenso die langen Ohren, eine ebenso wohlklingende Stimme, sind nicht größer, nicht schneller und fressen ebenso gern Lupinen.“ Zudem endigte auch der Besuch dieser Lebenswürdigkeit wieder vorzeitig infolge eines Zusammenstoßes über eine Etikettenfrage. Lintprand wurde nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht erlaubt sei, wenn der Kaiser sich im Tiergarten befinde, darin zu reiten und den Hut auf dem Kopfe zu halten. Davon wollte der Bischof aber nicht abgehen, indem er sich darauf berief, daß auch die Griechen, wenn sie nach Italien kämen, bei ihren Sitten blieben; „mit langen Kermeln, Bändern und Schnallen, Schleppländern und Haartoden kommen sie zu uns“. Er zog es also vor, den Tiergarten wieder zu verlassen.

Tags darauf, am 28. Juli 968, ging Kaiser Nicephorus zu seiner Armee nach Syrien ab, um die Araber zu bekämpfen. Lintprands Mission war endgültig gescheitert, und er hatte auch die Erlaubnis zur Abreise. Des Kaisers Stellvertreter, der Eunuch Christophorus, wußte diese unter solchen Vorwänden immer weiter in die Länge zu ziehen. Am 17. September fand zwischen ihm und dem Gesandten eine letzte Auseinandersetzung statt, aus der sich wieder ergab, daß aus der projektierten Heirat nichts werden könne, sondern im Gegenteil ein Wiederausbruch des Krieges zu erwarten stehe. Der Eunuch nahm die Gelegenheit wahr zu einer letzten Chibanerung Lintprands, die ein äußerst interessantes Licht wirft auf die Handelspolitik von Byzanz. Der Eunuch bemerkte nämlich: „Da wir glauben, daß Du einige Gewänder gekauft hast, befehlen wir Dir, sie uns vorzulegen, und diejenigen, die sich für Euch eignen, sollen dann mit einem Bleisiegel bezeichnet und Euch beilassen werden, die übrigen aber, die allen Völkern außer uns Römern zu tragen verboten sind, werden gegen Erstattung des Preises Euch wieder abgenommen werden.“ Lintprand mußte sich fügen, und man nahm ihm fünf kostbare Purpurgewänder ab mit dem Bemerkten: „Es scheidet sich nicht für Euch und alle Italiener, Soven, Franken, Bohern, Edwäner solche Kleider zu tragen.“ Lintprand machte dazu die entrüstete Bemerkung: „Wie abscheulich und schmäblich, daß solche Weidlinge und Weiberhelden mit ihren langen Kermeln, Turbanen und Schleiern, solche Lügner, Zwitter und Faulenzer im Purpur einhergehen dürfen, nicht aber die tapfern und kriegstüchtigen Heiden, die, von Glauben und Liebe erfüllt, Gott die Ehre geben und in allen Tugenden strahlen! Wenn das nicht eine Schmach ist, giebt es keine!“ Seine Verurteilung auf die ausdrückliche Erlaubnis des Kaisers Nicephorus, zu laufen was er wolle, wurde mit der Erwiderung abgewiesen: „Es ist einmal eine verbotene Ware... Da wir uns durch Reichtum und Bildung vor allen andern Völkern auszeichnen, müssen wir es auch in der Kleidung thun.“ Da ließ der Bischof seiner scharfen Zunge freien Lauf: „Und doch kann diese Kleidung nicht so etwas Besonderes sein, da sie bei uns selbst gemeine Weisbildner und Gaukler tragen.“ Woher bekommt ihr sie denn?“ Von den Kaufleuten von Amalfi und Venedig, die sie gegen unser Getreide umtauschen, das sie zu ihrem Unterhalt bedürfen.“ Das soll ein Ende nehmen; man wird die Kaufleute fortan genau untersuchen, und findet man etwas derartiges, dann sollen sie zur Strafe gegeißelt und geschoren werden.“

Am 2. Oktober 968 konnte Bischof Lintprand endlich dem verhassten Konstantinopel den Rücken kehren und langte nach längerem Zersahren 969 wieder in Italien an. Seinem kaiserlichen Gastgeber, der übrigens im nämlichen Jahre durch Würderband fiel, hat der bissige Geistliche durch seinen nicht eben von Christlicher Feindes-

liebe, wohl aber von richtiger Werthschätzung byzantinischen Treibens zugehenden Gesandtschaftsbericht ein wenig beneidenswertes Denkmal gesetzt.

Kleines Feuilleton.

— Gedächtnis und Instinktentwicklung der Schildkröten.

Professor R. W. Perles beschreibt in „Popular Science Monthly“ eine Reihe von Versuchen, die er angestellt hat, um die geistigen Fähigkeiten einer Schildkröte (*Chelopus guttatus*) zu untersuchen. Er hatte ihr als Wohnung eine Art einfachen Labyrinth angeeignet, welches durch Teilung einer Kiste hergestellt war, die durch zwei parallele und eine dritte schiefe Wand in vier Räume zerlegt wurde, Abteilungen oder Kammern, aus denen je eine Oeffnung in den Nachbarräum führte, so aber, daß sich nirgends zwei Oeffnungen gegenüber lagen. Das Tier mußte, wenn es in die äußerste Abteilung links gesetzt wurde, ein W im Laufe beschreiben, wenn es zur äußersten Abteilung rechts kommen wollte, wofelbst sich sein Lager befand, welches im Schatten lag. Ehe nun das Tier den direkten Weg dahin fand, brauchte es anfangs eine ziemlich lange Zeit, da es viele Umwege machte, aber es lernte denselben schnell genug, und kam mit jedem neuen Versuch schneller dahin. Die Ergebnisse der Wiederholungen waren lehrreich:

1. Versuch: Das Tier irrte rufellos 35 Minuten lang nach allen Richtungen umher, bis es das Nest fand, wo es zwei Stunden belassen wurde.
2. Versuch: Die Schildkröte fand sich in 15 Minuten zurecht.
3. Versuch: Die Reise dauerte 5 Minuten.
4. Versuch: Nur noch eine Verirrung in eine Sadgasse; das Nest wurde in $\frac{3}{4}$ Minuten erreicht. Von diesem Versuche ab kamen nur noch kleine Verirrungen vor; es wurden in der Folge täglich 6 bis 8 Wiederholungen angestellt. Beim 20. Male wurde das Nest in 3.45 Minuten, beim 30. Male in 3.40 Minuten ohne Irrtum und beim 50. Male in 3.30 Minuten ebenfalls ohne Irrtum erreicht.

Man kann also sagen, daß der Instinkt des kürzesten Weges damit vollendet war. Es wurde nun ein etwas komplizierteres Labyrinth konstruiert, bei welchem geradezu irreführende, in Sadgassen endigende Thüren vorgelesen waren, auch ein dunkler Korridor eingeschoben wurde, der passiert werden mußte. Hier dauerte die erste Erforschung bis zum Auffinden des Nestes anderthalb Stunden, der fünfte Versuch 16 Minuten, aber schon beim zehnten wurde das Ziel in vier Minuten erreicht, eine Dauer, die auch beim fünfzigsten noch nicht wesentlich abgekürzt war, obwohl der Weg schon früher einmal in 3 Minuten gefunden wurde. Die Fortschritte waren aber so schnell, wenn auch nicht ganz regelmäßig, und das Tier brauchte später nie mehr als 3—4 Minuten, um sein Nest zu erreichen; es bewies also deutlich Gedächtnis und Vernunftfähigkeit; auch wurden kleine Vorteile, wie z. B. die Ueberklettern einer schräg gestellten Wand, schnell erfaßt und nachher regelmäßig benutzt, um schneller zum Ziele zu gelangen. — (Prometheus.)

Musik.

Man wird sich wohl noch der hiesigen Erstaufführung von Wilhelm Kienzls Tragikomödie „Don Quixote“ vor etwa drei Jahren entsinnen. Der geräuschvollen Aufnahme war eine geräuschlose Abnahme gefolgt. Es handelte sich um ein Werk in großem Stil, mit großem Wollen, zumal in den die Fülle zur Hauptfache bildenden Nebenhandlungen, mit kleinerem Können, mit einigen schmerzhaften Herzenstönen, mit einem Don Quixoteschen Zug im Ganzen. Den Komponisten hatte man bereits von seinem „Evangelium“ her gekannt, einem vielbeliebten Stück, das gerade einer solchen Beliebtheit durch seine gefällige, leichtwiegende Made würdig war. Unter zwei andern, noch älteren Opern befand sich auch eine „Heilmars der Karr“, die 1892 zu München herausgelommen war. Inzwischen (1900) hat der Komponist diesem Werk eine „neue Fassung“ gegeben und es schlechtlweg „Heilmars“ genannt. Auch ohne jene erste Fassung zu kennen, darf man nach der Titelverschiedenheit und nach Kienzls erstem Entwicklungsstreben vermuten, daß hier die Figur des Helden eine Erhöhung gefunden habe. Der Hirt Heilmars wird in seiner Hingebung an die leidende Menschheit bestärkt durch eine Traumerweimung, die ihm Heilkräfte verleiht unter der Bedingung des Verzichtes auf eigene Lust. Als eine Art von Abdeschem Christus zieht er heilend umher; er macht ein krankes Mädchen gesund, verkräftigt aber irdischen Gefühlen zu ihr, sieht seine heilende in eine totrübende Kraft verwandelt und wird erst durch das freiwillige Opfer der Geliebten zu neuer Segens-thätigkeit erlöst.

Was der Dichter und Komponist — in Einer Person — aus dieser Wiederaufnahme eines alten Sujets durch Anwendung aller ästhetischen Fürsorge und aller gefälligen Durchführung machen konnte, ist hier gemacht worden. Es klappt alles so recht hübsch, es geht alles dem Hörer so gut ein, es ist wohlklingend, die musikalische Deklamation des Textes zeigt sich auf moderner Höhe, die konzertartigen Teile des Stückes und die Belebung mancher Chor- und Ensemblepartien durch strenge Stimmführung sind beachtenswert. Wäre mit Verstand und Geschicklichkeit ein Kunstwerk fertig — wir könnten zufrieden sein. Bleibt nur noch die Hauptfache: die Widerspiegelung der dichterischen Vorlage in einer wirklich gestaltungs-

kräftigen, nicht bloß charakteristisch markierenden Phonphantasie mit eigener, nicht traditioneller Ausdrucksweise. Daran fehlt es nun allerdings, trotz vieler schöner Einzelheiten. Am reichlichsten entfaltet sich diese dort, wo der Komponist das Milieu der entscheidenden Vorgänge in einer Breite aneinanderberlegt, die interessante Gegensätze zu jenen Vorgängen, noch mehr aber Gelegenheit darbieten zu Evolutionen, auf den Geschmack der großen Liebhabermenge eingerichtet. Die volle Ueberwindung der Neben Dinge zum Dienste der Haupt Sache — was nicht nur H. Wagners sondern auch manches Jüngeren Leistungen vollkommener macht — ist nicht eben Kleinigkeit.

Das Opernhaus, das vorgestern (Dienstag) den „Heilmars“ herausbrachte, wird diesen Schritt in seinem jetzigen Aufstufungsgang schwerlich zu den erfolgreichsten zählen können. Der übliche Premierenerfolg war ersichtlich mehr von einer Minorität erkämpft als aus einer gemeinsamen Hörerstimme herausgewachsen und galt wohl in erster Reihe den großen Verdiensten der Aufführung. Und doch haben diese gerade hinwider dem — sagen wir: Publikumston des Werkes viel zu danken. Man sehe z. B., wie Herr Drojcher's Regiekunst die Altstücke, zumal den ersten, zu so prächtigen lebenden Bildern bemüht hat, wie sie für die Reproduktion in illustrierten Journalen kaum besser zu finden sind. Jedenfalls ist das Chorvoll ummehrer stramm eingedroschert.

Geben wir unter den Darstellern die Hauptperson und eine Nebenperson hervor! Als Heilmars war Herr Hoffmann gut bei Stimme (er könnte nur noch schärfer aussprechen) und leidenschaftlich im Spiel. Als ein aus der Volksmenge hervortretendes Weib machte Fräulein Varena aus ihrer kleinen Rolle eine anziehende Figur. Dazwischen bewährte sich der übrigen Reigen bekannter Kräfte so, wie wir es wohl nicht zum so und so vielten Mal wiederholen brauchen. — sz.

Kunsthandwerk.

k. Wer ist der Erfinder des Holzschnittes? Bisher hat man allgemein die Erfindung des Holzschnittes Deutschland zugeschrieben; infolge der Entdeckung eines Holzschnittes aus dem 14. Jahrhundert in Soane et Loire nehmen jedoch jetzt die Franzosen die Ehre dieser Erfindung für sich in Anspruch. Dieser wieder gefundene Holzschnitt, der demächst in der retrospektiven und technischen Ausstellung des Holzschnittes in der Pariser „Beole des beaux arts“ zu sehen sein wird, ist nur ein Bruchstück; der ursprüngliche Holzstock in Kugelhau hatte etwa 80 Centimeter bis 1 Meter Länge und 40 Centimeter Höhe; er stellte eine Kreuzigung dar. Der wiederaufgefundene Teil beginnt mit dem linken äußersten Ende des Kreuzes; er mit einer Lanze bewaffneter Soldat schickt sich an, die Seite des Christus zu durchbohren, der auf dem ehemaligen Teil dargestellt war; hinter diesem Soldaten hatten sich zwei andre Personen. Die ziemlich gut beobachteten Verhältnisse zeugen von einem Künstler, der für seine Epoche sehr ausgebildet ist, und dessen erste Arbeit dies sicherlich nicht ist. Henri Bouchot, der Konservator des Pariser Kupferstich-Museums, äußerte sich über diesen Holzschnitt: „Sehr lange kostümierten die Künstler ihre Personen mit den von ihnen selbst getragenen Kleidern ihrer Zeit. Dadurch bin ich aufmerksam geworden; denn dieser Holzschnitt war auf der Ausstellung von 1900, ohne daß jemand sein Alter ahnte. Er wurde vor 2 1/2 Jahren von M. Protat, einem Drucker in Mäcon, gefunden, aber erst nach langen und sorgfältigen Untersuchungen habe ich den Ursprung unwiderleglich auf die Zeit zwischen 1340 und 1350 feststellen können. Jedenfalls wird diese Thatsache Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands erregen, denn nach der Ansicht der deutschen Gelehrten blühte die Holzschnittekunst in Köln und Oberdeutschland zu einer Zeit, wo sie in Frankreich noch unbekannt war. Die auf uns gelangten Drucke stammen teils aus den Niederlanden, zum größten Teil aber aus Deutschland, z. B. „der heilige Christoph“, datiert von 1423, „das Martyrium des heiligen Sebastian“, datiert von 1437, usw. Wie ist es nun möglich, da man einen französischen Holzschnitt vom Jahre 1340 besitzt, daß die Entdeckungen in Frankreich im folgenden Jahrhundert gleich null waren, während sie sich bei unsen Nachbarn vielfältigen? Seit der Erfindung der Holzschnittekunst machten die Abteien den Bilderhändlern Konkurrenz. Die Bilderhändler bildeten ein Syndikat und erhielten das ausschließliche Vorrecht der Stecherkunst. Alle Bilder ohne Stempel eines Syndikats wurden beschlagnahmt und zerstört, während in Deutschland alle Stiche, woher sie auch kamen, geachtet waren. Nichts beweist übrigens, daß nicht die französischen Abteien nach Deutschland gewisse Bilder geschickt haben, die seitdem dort wiedergefunden worden sind. Ich habe festgestellt, daß die sogenannten zyklographischen Zeichen, die man als die Fabrikmarke der Holzschnittekunst ansah, nur Stempel des Eigentümers waren, die mit beweglichen Lettern nachher aufgedruckt wurden. Gutenberg hat die Form und wahrscheinlich die Presse erfunden, aber die beweglichen Lettern gab es lange vor ihm. Es befindet sich in Notre-Dame eine Inschrift, die vor der Erfindung der Buchdruckerkunst datiert, und die nur vermittelst beweglicher, in Blei gegossener Formen erhalten werden konnte.“

Geologisches.

— Ein fast vergessenes Nordsee-Eiland. Der „Schleswig-Holsteinische Volks-Zeitung“ wird aus Dithmarschen geschrieben: Aus dem Wattenmeere der schleswig-holsteinischen Westküste,

das regelmäßig bei der Flut von den Wellen überschwenmt wird und bei den Ebben in ausgedehnten Flächen als Land hervortritt, steigen senkrecht mit stark zerklüfteten, 1/2 bis 1 1/2 Meter hohen Wänden die Halligen empor. Obwohl Wellen und Eis unaufhörlich an der Zerstörung dieser Inselchen arbeiten, harren die Halligbewohner auf ihrer Scholle aus. In den letzten Jahren hat man damit begonnen, einige der Halligen gegen weiteren Landabbruch zu bewahren. Dland und Gröbe sind jetzt durch Steindämmungen geschützt und die Sicherung von Langeneß ist in Angriff genommen worden. Aber weit draußen im Wattenmeer, den Stürmen und Ueberschwemmungen schutzlos preisgegeben, liegt das fast vergessene Nordsee-Eiland Hooge. Als im harten Winter 1888 wilde Eismassen die Watten und ihre Ströme bedeckten, war auch Hooge monatelang von aller Verbindung mit dem Festland abgeschnitten und die Bewohner erfuhren, wie schon so oft, nichts von dem, was in der Welt vorging. Diejem Eiland muß bald Hilfe kommen, wenn es nicht völlig dem Untergang geweiht sein soll. Der tiefe Flußstrom streicht unmittelbar längs der Halligkante, unterwühlt sie und bricht immer neue Streifen Landes ab. Im Jahre 1873 war Hooge noch 680 Hektar groß; seitdem sind mehr denn 180 Hektar vom Meer fortgerissen und die Einwohnerzahl ist von 250 im Jahre 1850 auf 140 in der Jetztzeit zurückgegangen. Die Sicherung des Strandes durch Steindämmen und Aufschüttungen ist ein Gebot der Notwendigkeit, weil mit ihr mitten im Wattenmeere ein wertvoller Stützpunkt für neue Landgewinnungsarbeiten geschaffen würde. Je rascher die Halligen vor weiterem Abbruch geschützt und je mehr Dämme vom Festland ins Meer hinausgebaut werden, desto erfolgreicher wird auch die weitere Landgewinnung vor sich gehen. Dem schleswig-holsteinischen Wattenmeere können riesige Flächen des fruchtbarsten Marschbodens wieder abgerungen werden, wenn durch umfassende Dammbauten dem feindlich zerstörendem Meere Halt geboten wird. —

Humoristisches.

- Ein Mißverständnis. Er: „Finden Sie nicht, gnädige Frau, daß mein alter Freund, der Sie zu Tisch geführt hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Nochefort hat?“
Sie: „Ich weiß wirklich nicht... Ich hab' den Schnupfen!“
- Merkwürdig. Pantoffelheld (nach der Gardinenpredigt): „Das ist doch wirklich sonderbar: Je weniger Zähne eine Frau hat, um so bissiger wird sie!“
- Aufrechtig. Gast: „Wetter, Sie haben also nichts wie Eier und Eierluchen, wozu raten Sie mir?“
Kellner: „Eier würde ich nicht nehmen, die sind gewöhnlich schlecht, aber nehmen Sie Eierluchen, da sind keine Eier drin.“
(„Lustige Wälder.“)

Notizen.

- Die Gottsched-Gesellschaft veranstaltet am 2. Februar (7 Uhr abends) in Nojches Festhale (Wilhelmstraße 118) eine Gottsched-Feier.
- Erich Schalljers Komödie „Des Pastors Nieke“ ist als Buch im „Heimat“-Verlage (Berlin, Georg Heinrich Meyer) erschienen.
- Die Lessing-Gesellschaft veranstaltet von jetzt an an jedem Sonntagabend im großen Saale des Architektenhauzes volkstümliche Dichter- und Ländchertabende.
- Helene Odilon eröffnet am 15. Februar im „Neuen Theater“ ein längeres Gastspiel.
- In Wolzogens „Buntem Theater“ findet Sonntag-nachmittag (3 Uhr) eine Vorstellung zu halben Preisen statt.
- „Zum siebenten Himmel“ nennt sich das neueste Ueberbrettel, das am 5. Februar im Etablissement Colster (Kaufstraße) eröffnet werden wird.
- Gottschalls Drama „Rahab“ erzielte bei der Erstaufführung im Hamburger Stadttheater einen starken Erfolg.
- „Der Herr Hausherr“, eine Posse von Richard Manz, fand bei der Erstaufführung im Münchener Gärtner-platz-Theater Weifal.
- Die Erstaufführung von Eugen d'Alberts neuer Oper „Der Improvisator“ im Opernhause ist auf den 15. Februar angelegt.
- Händels Chorwerk „Acis und Galathea“, das in Berlin seit einer langen Reihe von Jahren nicht aufgeführt worden ist, wird im zweiten Abonnements-Konzert der Singakademie zum Vortrag gelangen.
- Felix Finners einaktige Oper „Eine Dorfgeschichte“ ging im Mainzer Stadttheater am Freitag bei der ersten Aufführung erfolgreich in Scene.
- Die 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wird vom 21. bis 28. September in Karlsbad tagen.